

Dingindawo, der Verlassene.

von Mädchen und Frauen werden nach dem Kraale des Bräutigam ziehen, und die Spiele, Tänze und Trinkgelage werden mehrere Tage dauern. Nichts könnte für unsere gemeinsame Flucht günstiger sein als das! Doch vorläufig heißt es schweigen und den rechten Moment abwarten! —

In Marias Herz war ein neuer Hoffnungsstern aufgegangen, und inniger als je bestürmte sie den Himmel mit Bitten, daß er doch den Plan Dhlavelas segnen möge. Still und langsam, für ihr ungestümes Herz nur allzu langsam, flossen die Stunden und Tage dahin. Zeitweilig kam im Auftrage der Indunas eine alte Wahrsagerin zu ihr, um ihr die Rache der amadhlozi, der Geister der Vorfahren, anzukündigen, falls sie nicht ihren Sinn ändere, dem Christentum abschwöre und den Geistern ihrer Väter opfere. Doch Maria kümmerte sich nicht um diese Gauklerin; die Alte mochte ihre Zauberformeln murmeln, ins Opferfeuer blasen und den Hudu-schwanz auf- und niederschlagen, solange sie wollte, Maria betete ruhig in der Stille weiter. Aehnlich verhielt sie sich, wenn einzelne Neugierige ihrer Hütte nahten, um zu sehen, was die Perle des Zuluammes in ihrer Einsamkeit mache.

Tief im Wald verbirgt der franke Hirsch sich vor des Tages
Gluten,
Sei 's, um einsam zu genesen, sei 's, um einsam zu ver-
bluten.

(F. W. Weber, Dreizehnlinden.)

Endlich nahte das genannte große Hochzeitsfest. Schon längst hatte man große Vorbereitungen getroffen, mehrere Ochsen wurden geschlachtet und in allen Hütten wurde massenhaft utshwala (Kaffernbier) gebraut und in gewaltigen Krügen nach dem Festplatze geschafft. Dhlavela selbst warf sich in reichen Perlen Schmuck und gab sich anscheinend einer tollen Freude hin, sodaß die Räte des Königs mit Genugthuung meinten, endlich sei der böse Zauber, den seine Schwester über ihn ausgeübt, gebrochen und er sei wieder ganz einer der ihrigen geworden. Johannes natürlich hielt sich ferne; man fand das bei ihm, dem Christen, keineswegs auffällig; um so leichter gelang es ihm, alles für die nächtliche Flucht zu ordnen und herzustellen.

Es ist Mitternacht; da huschen drei dunkle Gestalten dem nahen Urwald zu. Es ist Dhlavela, Maria* und Johannes. An einsamer Stelle stehen drei Pferde bereit, sie sitzen auf, und nun geht's wie im Fluge dahin! Die Pfade sind ihnen längst bekannt. Wohin fliehen die drei? Nach Emoyeni? Nein, dort ist keine Sicherheit für sie, das haben sie längst erkannt, sie reiten hinüber nach Natal, passieren einen Wasserlauf nach dem andern und haben nur ein Reiseziel im Auge: die große Missionsstation M a r i a - n h i l l ! —

(Schluß folgt.)

Dingindawo, der Verlassene.

Von Br. Gerold Keller.

(Fortsetzung.)

Dingindawo weilte also hier, auf unserer Missionsstation Ezenstochau. Bruder Eduard, unser Krankenwärter, nahm sich seiner in gewohnter Liebe und Pflichttreue an; doch wie er ihm die alten Lapven von den Füßen nimmt, erfährt ihn ein jäher Schrecken. Ach, der Ärmste hat ja keine Fehen mehr; alles an ihm ist nur eine Wunde! Dazu der entsetzliche Geruch, wahrhaftig wie der einer schon in starke Verwesung überge-

gangenen Leiche! Der Bruder war an vieles gewöhnt, hatte in seinem langjährigen Dienst schon viele Kranke gepflegt und schwere Wunden behandelt, aber so etwas hatte er noch nicht gesehen. Er mußte sich unwillkürlich etwas entfernen, denn es wandelte ihn ein starker Brechreiz an.

Schon hatte er den Kranken wieder verbunden, so eilte er zu den beiden Missionären mit der Meldung: Dingindawo hat den A u s s ä z und zwar schon in sehr vorangeschrittenem Grad! Es ist höchst gefährlich, ihn hier zu behalten, denn die Sache ist ansteckend!

Was nun? Die beiden Väter saßen lange in ernster Beratung beisammen, den unerhörten Fall nach allen Seiten hin besprechend. Soll man die Sache bei der Regierung anzeigen? Das ist an sich gesetzliche Pflicht. Dann aber muß der Mann nach dem über 160 Kilometer entfernten Bluff, ins dortige Aussäzigenheim. Wird der arme, sterbenskranke Mensch die weite Reise aushalten, oder nicht schon auf dem Weg erliegen? Oder sollen wir ihn wieder heimtschicken in seinen Kraal? Dann ist er verlassen, hintangesetzt und von jedermann gemieden, wie zuvor. Kann man dies einem Menschen antun, der nur noch eine kurze Lebensfrist vor sich hat? Noch mehr: soll er dort sterben als H e i d e, ohne etwas von Gott und dem Himmel gehört zu haben? Nein, das geht auf keinen Fall. Dann muß er also hier bleiben. Allein dürfen wir ihn behalten? Das Gesetz verbietet es. Verbietet es nicht auch die Rücksicht auf unsere M i s s i o n? Sobald es bekannt wird, daß ein A u s s ä z i g e r auf der Station weilt, werden so und so viele unserer Schulkinder entlaufen, bei anderen werden die Eltern kommen, und sie mit Gewalt wegnehmen.

Der letzte Punkt war ausschlaggebend. Das Endurteil lautete: Dingindawo kann in seiner Hütte, von allen übrigen Schwarzen streng abgeschlossen, eine Weile dableiben, bis er nämlich im christlichen Glauben hinreichend unterrichtet und getauft ist, dann aber muß er wieder zurück in den heimatischen Kraal.

Gut, der arme Aussäzige soll unterrichtet werden, doch wer fühlt den Mut und die Kraft in sich, dies zu tun? Denn es heißt da, so und solange neben einer lebendigen Leiche sitzen! — Soll es der P. S u p e r i o r tun? Unmöglich, er ist mit tausend anderen Arbeiten überhäuft. Soll's eine S c h w e s t e r tun. Es käme hier höchstens eine Lehrerin in Frage; doch wenn das die Schulkinder erfahren! Dann ist es aus! — So ist denn niemand da, der diesem armen, unglücklichen Menschenkind die Hauptwahrheiten unserer hl. Religion beibringt, damit es durch die hl. Taufe zum Kinde Gottes werde? Soll man den Ärmsten wirklich an Leib und Seele verderben lassen? Nein, und zehnmal nein!

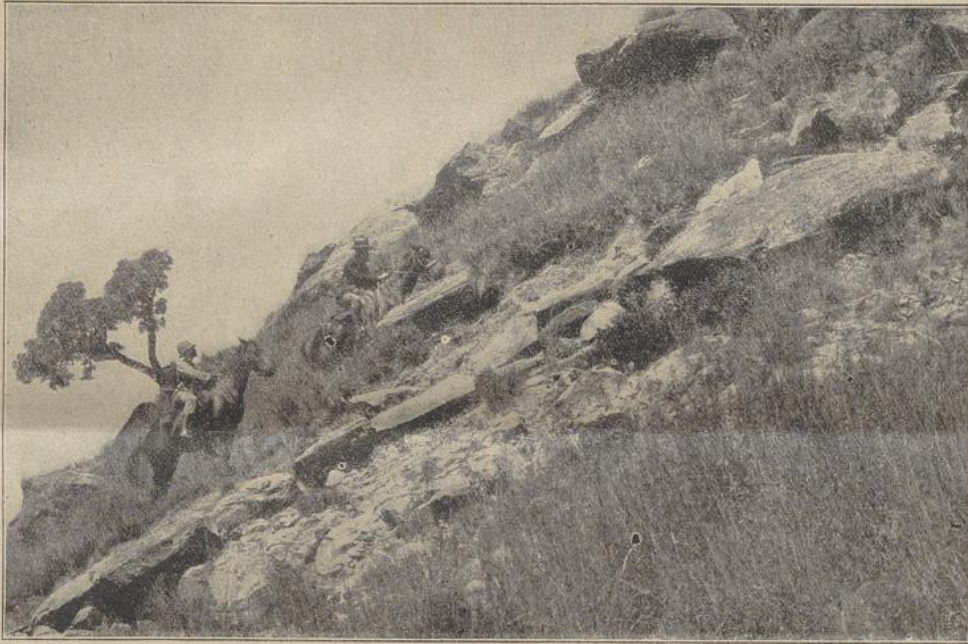
Wer hilft ihm? Ein Priester, P. Thomas, der jeeleneifrige Missionär, will sich persönlich seiner annehmen, er, der ihn zuerst vor seiner Hütte liegend gefunden und somit den ersten Anstoß dazu gegeben hatte, daß er überhaupt hierher kam. Er wollte mit dem Unterricht sogleich am nächsten Tag kurz nach Tisch beginnen, denn in der Frühe und während des Vormittags war er zu sehr durch Katechese und sonstige Missionsarbeiten in Anspruch genommen. Furcht vor Ansteckung kannte er nicht, und den Ekel hoffte er leicht überwinden zu können.

Er geht also entschlossen in die kleine Strohütte, nimmt neben dem armen Dingindawo Platz und beginnt den Unterricht. Es ist kurz nach Mittag, die afrikanische Sonne brennt glühendheiß vom Himmel, und von dem aussäzigen Kranken geht ein Geruch aus wie aus einem

offenen Grabe. Fünf, sieben Minuten hält es der seeleneifrige Missionär aus, dann aber geht es ihm wie tags zuvor dem Krankenwärter, er muß hinaus, denn es erfaßt ihn ein unwiderstehlicher Brechreiz. Auch er muß gestehen, er habe zwar in Deutschland und Amerika, zumal in Krankenhäusern und Spitälern, auch viel Elend gesehen, aber in solch' gräßlicher Gestalt sei es ihm doch noch nie begegnet. Er fand kein anderes Wort, als eine lebendige, in vollständige Verwesung übergegangene Leiche.

Deshalb kam er aber am nächsten Tage doch wieder; in heroischer Ueberwindung unterrichtete er ihn Tag für Tag, nur gebrauchte er die Vorsicht, daß er fortan sein Mittagessen erst nach dem Unterrichte nahm, um dem unwillkürlich aufsteigenden Brechreiz widerstehen zu

unendlich Schweres gelitten und zuletzt am Kreuze für uns gestorben ist. Er spricht von der Vergebung der Sünden, von der Taufe, der Kindschaft Gottes und vom ewigen Leben; vom Himmel und der ewigen Seligkeit, wo es keinen Schmerz und keine Krankheit, kein Leid und keinen Tod mehr gibt, und wie der liebe Gott diesen Himmel all denen schenken wird, die hienieden an ihn geglaubt, die Sünde gemieden und die Tugend geübt haben . . . kurz, eine neue Welt öffnet sich vor seinen Augen; er sieht und erkennt, wie es auch für ihn noch eine Rettung gibt, ja daß in Bälde ein ewiges Reich, ein Leben voll der Freude und Herrlichkeit auf ihn wartet, und ist von diesen Gedanken ganz überwältigt! Tag und Nacht sinnt er über das Gehörte nach, und kann kaum die Stunde erwarten, bis der P. Missionär wieder



Ein beschwerlicher Missionsritt.

können. Das Opfer war nach wie vor groß, dagegen fand der pflichtgetreue Missionär einen überaus tröstlichen Ersatz in dem lebendigen Glauben und der heißen Begierde, womit der arme Aussätzige gleichsam jedes seiner Worte verschlang und in seine hungernde Seele aufnahm. Auch hier mußte P. Thomas gestehen, einen solchen Glauben habe er noch nie gefunden.

Nach, der arme bedauernswerte Kranke hatte bisher so Schweres erduldet; schon viele, viele Jahre trug er die entsetzlichste aller Krankheiten mit sich herum, und war dabei von allen, selbst von den nächsten Angehörigen verachtet, gemieden und verstoßen . . . Da kommt nun ein weißer, hochgebildeter Mann zu ihm, ein katholischer Priester, setzt sich Tag für Tag in seine unmittelbare Nähe und beginnt, ihm neue, bisher nie gehörte Wahrheiten zu eröffnen. Er spricht von Gott, dem liebevollen Vater, der in seiner Allmacht alles, was da lebt und existiert, ins Dasein gerufen, der alles sieht und alles weiß, der all seine Geschöpfe kennt und liebt und als ein guter Vater für sie sorgt . . . Er spricht vom Sohne Gottes, der aus Liebe zu uns Mensch geworden,

in seine Hütte kommt und neuerdings zu reden beginnt von der Herrlichkeit des christlichen Glaubens.

Eines Tages sind die beiden wieder in der engen Hütte beisammen. Es ist ein ungemein heißer, schwüler Tag, und die Ausdünstung und der Geruch, der vom armen Aussätzigen ausgeht, ist schrecklicher denn je; Dingindawo zieht, wie der P. Missionär unwillkürlich sein Taschentuch herauszieht und es zeitweilig vor Mund und Nase hält. Da perlen dem so schwer heimgesuchten Manne heiße Tränen über die abgezeigten Wangen. P. Thomas fragt ihn liebevoll, ob er sich etwa heute fränker fühle als sonst, doch er bekommt keine andere Antwort, als Tränen, große, heiße Tränen. —

Im Laufe jenes Nachmittags kam ich selbst zu Dingindawo. Er saß gerade ein wenig außerhalb der Hütte im Schatten eines Schwarzwattel-Baumes. Ich grüßte ihn freundlich und versuche ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Er war sonst etwas verschlossen und wortfarg, jetzt aber wurde er gesprächig. Seine Seele, die jahrelang Unmenschliches gelitten, die infolge der eifrigen Kälte und Lieblosigkeit, die sie im heidnischen Raffern-

fraale gefunden, gleichsam erstarrt und eingefroren war, begann aufzutauen unter dem warmen Sonnenstrahl christlicher Liebe. Dingindawo sah, wie es hier auf der Missionsstation jedermann so gut mit ihm meinte, ja ihn herzlich liebte, und wie alle miteinander förmlich wetteiferten, seine trostlose Lage zu erleichtern. Das alles machte ihn zu einem neuen Menschen; er lebte wieder neu auf und schloß sich mit dem Vertrauen eines Kindes an uns an.

Das Sprichwort sagt bekanntlich: Geteilter Schmerz ist halber Schmerz, geteilte Freude doppelte Freude. Deshalb hatte ich es so gerne, wenn sich der arme Dingindawo recht kindlich und vertrauensvoll aussprach. Ich befragte ihn über sein früheres Leben im heimat-

liche. Ein Hauptgrund ist der, daß sich hier das Weib auf eine bedeutend tiefere Stufe gesetzt sieht als der Mann. In anderen Teilen Südafrikas ist dies zwar mehr oder minder auch der Fall, aber keineswegs in gleichem Grade wie hier.

Will z. B. hierzulande ein Bursche in die Schule kommen und Christ werden, so macht er dies in eigener Person ab; er ist frei. Nicht so das Mädchen; letzteres ist in den meisten Fällen schon vergeben, oder besser gesagt, an den künftigen Mann verkauft und hat daher keine freie Selbstbestimmung mehr, wenigstens nach der Ansicht und Meinung der hiesigen Schwarzen. Sold ein Mädchenhandel wird schon vielfach zur Zeit abgeschlossen, da das Mädchen noch ein unmündiges Kind ist,



Aufnahme von Protestanten in die katholische Kirche. (Reichenau 1913.)

lichen Kraal, über seine Krankheit, wie lange er schon an derselben leide usw., und so begann er mir seine ganze Geschichte zu erzählen. Da ich denke, daß sich wohl auch unter den Lesern des „Vergißmeinnicht“ mancher Kranke findet und manche Seele, die sich einsam und verlassen fühlt, will ich im Folgenden das Gehörte wiedergeben. Vielleicht ist mancher dann zufriedener und findet sich eher in seine mißliche Lage hinein, wenn er sieht, wie dieser arme Heide noch ungleich schwerer geprüft wurde, und wie schließlich der liebe Gott doch alles zum Besten lenkte.

(Fortsetzung folgt.)

Missionsverhältnisse in Rhodesia.

Vom Hochw. P. Adalbero Fleischer.

Triaschill. — In der hiesigen Mission macht uns das weibliche Geschlecht viel mehr zu schaffen als das männ-

ja manchmal schon, bevor es noch das Licht der Welt erblickt hat.

So kamen da neulich Leute zu mir, um ihr Mädchen zurückzuholen, das in unsere Missionschule eingetreten war. Sie jammern mir ein Langes und Breites vor, was sie auszustehen haben, weil das Mädchen sich weigere, zu seinem „Manne“ zu gehen. Nun wird das Mädchen schwankend und erklärt sich zuletzt bereit, mit den Eltern nach Hause zu gehen. Raum ist das Wort ihrem Munde entflohen, da fangen die Alten zu singen und zu tanzen an ob des unerwarteten Triumphes! Sie waren vor Freude ganz außer sich; mir aber tat es in innerster Seele weh, und ihr Jubel erschien mir wie das Frohlocken der Hölle. Zuletzt trat ein junger Mann vor und erklärte, er habe Anspruch auf ein Mädchen dieser Braut. So war also das unglückliche Geschöpf nicht nur persönlich verkauft, sondern auch schon zum voraus sein noch gar nicht existierendes Kind oder Mädchen. Welch eine elende Sklaverei, in der solche